

Beitrag in die Reihe der sonst bekannten Zisternen auf Burgen des Alpenraumes stellt und dabei deren Typologie in erster Übersicht in Beispielen vorführt (vgl. Burgen und Schlösser, Heft II/1979, S. 84 ff.).

In den als „massive Spitzhacken“ bezeichneten Eisenfunden Nr. E 113 und E 114 glaubt der Rezensent Werkzeuge zur Steinbearbeitung erkennen zu können, nämlich den sog. Zweispitz. Es wäre für die Kenntnis der Steinbearbeitung dieser Epoche von großem Wert, könnte man auch bei diesem Werkzeug — wie es hier scheint — eine größere und eine kleinere Form des Vorkommens eindeutig konstatieren.

Dankwart Leistikow

Ulrich Stevens

Burgkapellen im deutschen Sprachraum

14. Veröffentlichung der Abteilung Architektur des Kunsthistorischen Instituts der Universität Köln, herausgegeben von Günther Binding. (Diss.) Köln 1978.

Es dürfte auch Fachleute überraschen, daß die Beschäftigung mit den Burgkapellen bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts zurückreicht: Schon 1852 schrieb Ferdinand von Quast eine Abhandlung „Über Schloßkapellen als Ausdruck des Einflusses der weltlichen Macht über die geistliche“. Andere, mindestens ebenso bedeutsame Bestandteile der mittelalterlichen Burg, wie Bergfried, Donjon und Schildmauer, erfuhren erst in der 2. Hälfte unseres Jahrhunderts eingehendere monografische Behandlung. Über Palasbauten etwa fehlt bis heute auch nur der Ansatz einer zusammenfassenden Darstellung, von den Wehrmauern und ihren Verteidigungseinrichtungen, von den Torbauten und den Außenwerken des 13.—16. Jahrhunderts gar nicht zu reden.

Die vorliegende Arbeit versucht mit gezieltem Zugriff das Thema der Burgkapellen, diese weitverzweigte und nach Zahl kaum überschaubare Materie, den deutschen Sprachraum umfassend, von der Pfalzkapelle zu Aachen bis zum Anfang des 16. Jahrhunderts zu durchdringen — zweifellos ein gewagtes Vorhaben. Zunächst scheint es, man könne dem Thema nur mit statistischen Methoden beikommen, so groß ist die Zahl der Objekte. Vollständigkeit konnte und sollte nicht das Ziel sein. Wenn dennoch fast alle wichtigeren Bauten genannt und kurz beschrieben werden, kommt der Arbeit zunächst der Wert einer umfassenden Materialsammlung zu.

Die Burgkapelle hat nach Stevens drei Hauptaufgaben: Sie ist zuerst kirchlicher Raum, sodann dient sie der Selbstdarstellung des Burgherrn, schließlich steigert sie (in der Vorstellung des Bauherrn) die Wehrhaftigkeit der Burg.

Fast von selbst erhebt sich die Frage nach einer sinnvollen Gliederung. Bei nahezu kongruenter Zweckbestimmung dieser Bauten und dem stets gegebenen Rahmen, dem Organismus einer mittelalterlichen Burg, bot sich eine Typologie nach Kriterien der Bauform an.

So unterscheidet die Definition des Autors folgende Bautypen: Saalkirchen, mehrgeschossige Kapellen, Tor- und Turmkapellen, Hauskapellen und sonstige Kapellen. Die „Burgkirche“ und auch das „Kirchenkastell“, die im Anschluß an eine Kirche entstandene Burg, finden in dieser Definition allerdings keinen bestimmbareren Raum.

In einer anschließenden Zusammenfassung werden insbesondere die Lage der Kapelle innerhalb des Burgareals, die Kapelle als kirchlicher Raum und als Rechtsort sowie als Repräsentationsbau behandelt und darüber hinaus ihre Bauformen, die Bauzier und Ausstattung, das Verhältnis der Kapelle zum Palas und die Burgkapelle als Sinnbild der Wehrhaftigkeit angesprochen. Diese Themen erscheinen freilich, im Vergleich zu dem katalogartig umfangreichen, beschreibenden Teil, leider zu knapp dimensioniert.

Anmerkungen, Literaturverzeichnis, Abbildungsverzeichnis (offenbar auf den Bildband der Dissertation bezogen!) und Ortsregister beschließen den stattlichen, in maschinenschriftlicher Form erstellten Band. Dann folgen die Bildwiedergaben.

Bei diesen (zeichnerischen) Abbildungen handelt es sich durchweg um Reproduktionen aus der Literatur, meist aus den Inventaren, in der Regel ohne festen Maßstab verkleinert, aber als Dokumentation zum Text sowie als Hinweis auf die Spezialliteratur wichtig und brauchbar.

Als Ergebnis der Arbeit erscheint neben der weitgehenden Erfassung des Bestandes an Burgkapellen deren sorgfältige Einord-

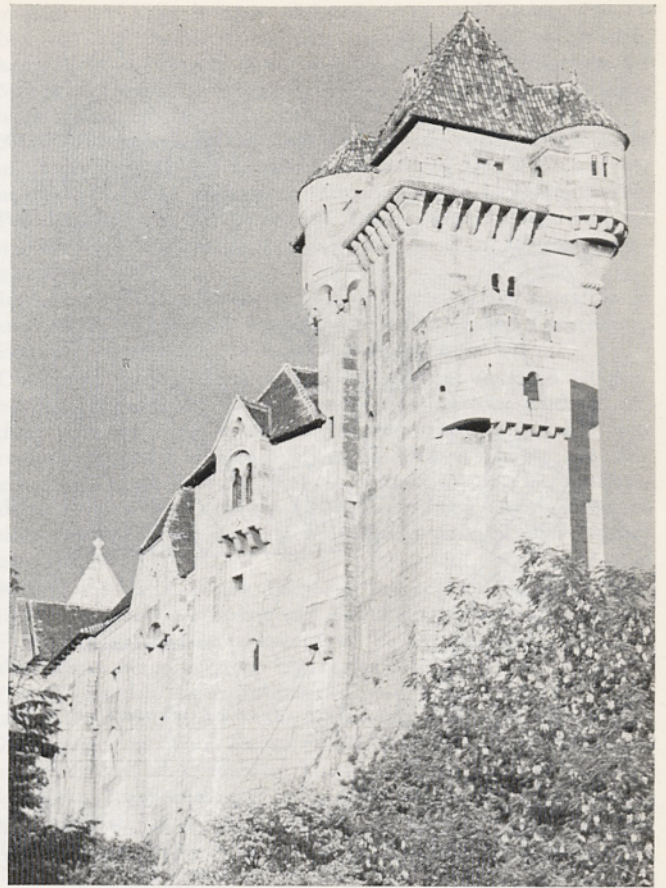


Abb. 1. Burg Liechtenstein bei Mödling (Niederösterreich). Gesamtansicht mit Bergfried, Palas und Kapelle. Foto: D. Leistikow

nung in eine begründete Typologie und die Diskussion wesentlicher, mit der Entstehung, der Bauart und der Einordnung in den Zusammenhang der Burg zusammenhängender Fragen — ein Gesamtbild von großer Vielfalt.

Die Literatur ist umfassend ausgewertet worden, und die eigenen Erkenntnisse und Stellungnahmen werden ohne überzogenen Anspruch vorgetragen.

Es liegt in der Natur der Sache, daß manche Probleme, wie z. B. die der Herrschaftskapellen, die Bedeutung der Tor- und Turmkapellen als Schatzkammern, und überhaupt das Vorkommen profaner Räume oberhalb der Kapellen, nicht abschließend gelöst werden konnten. So zeigt sich nach den überzeugenden Feststellungen von Robert Will für Hagenau und den Untersuchungen des Rezensenten, daß sich für die Kapellen zur Aufbewahrung des Reichsschatzes ein bei allen Verschiedenheiten mehrmals wiederkehrender Bautyp abzeichnet, der auch im europäischen Rahmen, etwa im abgebrochenen Schatzhaus der Sainte-Chapelle in Paris, ein vergleichbares Gegenstück findet. Dieser Bau und überhaupt die französischen „Pfalzkapellen“ mußten hier ausgeklammert bleiben. Der Autor zögert aber, zum Beispiel bei der Be-

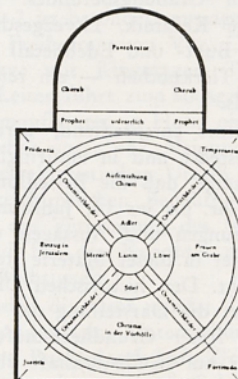


Abb. 2. Burg Ottenstein, Schema der Gewölbemalerei aus romanischer Zeit

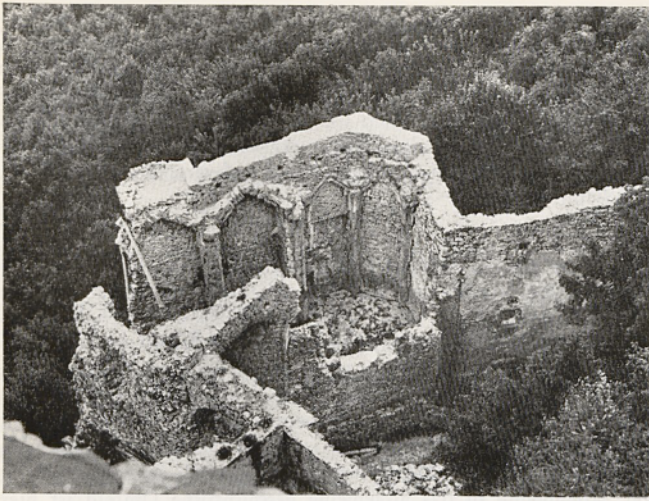


Abb. 3. Araburg bei Kaumberg, Niederösterreich. Burgkapelle, 14. Jh. Foto: D. Leistikow

trachtung des Trifels, diesen Typus anzuerkennen, ohne jedoch andere schlüssige Deutungen anzubieten.

Die Beheizbarkeit des „Tresorraumes“ im Trifelsturm (bei allen anderen Beispielen infolge veränderter bzw. zerstörter Bauzustände nicht mehr prüfbar) kann nur die Zwitterstellung dieses Raumes zwischen geistlicher und weltlicher Zweckbestimmung unterstreichen. Daß dieser Raum aber „gleichsam als Empore“ zu bewerten sei (S. 202), von der aus man der Messe hätte folgen können, widerspricht schon der Beobachtung der Situation an Ort und Stelle: mehr als eine — fragwürdige — akustische Verbindung bietet ein Loch im Fußboden von (heute) 58 cm Durchmesser sicher nicht. Und ob die Trifelskapelle schließlich „vorangeht als Torkapelle gesehen werden muß“, kann nur mit einem Fragezeichen versehen werden.

Lücken bestehen begrifflicher Weise vor allem in den österreichischen und schweizerischen Burgenlandschaften, aber auch Lichtenberg im Bottwartal (Württemberg) und Zwingenberg (Baden) fehlen merkwürdigerweise. Man vermißt vor allem die wohl erhaltene romanische Kapelle in der großartig geschlossenen, nur in den oberen Zonen historistisch umgebauten Anlage von Liechtenstein bei Mödling (Niederösterreich) (Abb. 1). Diese mit Palas und Turm in einem Block vereinigte Kapelle wurde zu Recht mit Nürnberg verglichen. Weiter wäre die romanische, als seltenes Beispiel für eine fast komplette Gewölbemalerei und für die Innenraumgestaltung bedeutende Kapelle der Burg Ottenstein (Niederösterreich) zu betrachten. Ein schönes Beispiel einer teilzerstörten gotischen Kapelle findet sich auf der Araburg bei Kaumberg (Niederösterreich). In der österreichischen Fachliteratur werden außer Oberranna (das der Verfasser behandelt) auch Himberg, Zwettl und Künring im Waldviertel ausdrücklich als „Burgkirchen“ bezeichnet und betrachtet. Sie fehlen hier.

In der Schweiz wären außer der (ergrabenen) Kapelle von Crap Sogn Parcazi (bei Trins/Graubünden) vor allem die mit eigenem Campanile versehenen (z. T. in der Arbeit genannten) Kirchen in den Kirchenkastellen von Jörgenberg, Hoch-Rialt, Mesocco und Castelmur (alle in Graubünden) auf Grund der neueren Ergebnisse schweizerischer Burgenkunde ausführlicher zu untersuchen, auch wenn sie offenbar Einzelfälle sind. Ein ganz eigenes Kapitel bilden in dieser Burgenlandschaft auch die Höhlen- (oder Grotten-)Burgen mit abseits der Burg liegender Kapelle und einem „Burgpfaffenhaus“ wie z. B. Fracstein im Prättigau.

Gibt es im deutschen Sprachraum auch (wie im Südreich Friedrichs II.) Burgen ohne Burgkapellen und welche Gründe könnten hierfür geltend gemacht werden? Wie steht es mit den zahlreichen Kapellen außerhalb der Burgen?

Andere, über den Inhalt und die Fragestellung einer baugeschichtlichen Arbeit hinausgehenden Probleme, etwa der Rechtsverhältnisse und der Patrozinien, wurden begrifflicher Weise nur kurz angesprochen. Entschieden zu kurz sind aber die Innenraumgestaltung und die Ausstattung gekommen.

Die vielseitige Thematik regt zu zahlreichen weiterführenden Fragen an, und das ist gut so. Denn insgesamt kann der sorg-

fältigen, ein ungemein vielfältiges Thema der Burgenkunde aufgreifenden Arbeit ein gutes Zeugnis ausgestellt werden. Dem Herausgeber sei gedankt, daß er diese wichtige Untersuchung der weiteren Forschung durch die Aufnahme in seine Schriftenreihe zugänglich machte.

Dankwart Leistikow

Gabriel Fournier

Le Château dans la France médiévale

Essai de sociologie monumentale

(Collection historique dirigée par Paul Lemerle et Maurice Agulhon), Aubier Montaigne, Paris 1978, 397 pp., FF 89.

Gabriel Fournier, Professor an der Universität von Clermont, bekannt vor allem durch seine Beiträge zur Geschichte und Archäologie der Auvergne, legt mit diesem Buch eine Synthese des gegenwärtigen Wissens über die französischen Burgen des Mittelalters vor, die zu den „essais d'approche pluridisciplinaire“ gehört, durch die sich die französischsprachige Geschichtsschreibung der letzten Jahre auszeichnet, leider ohne noch bisher allzuviel Nachfolge in den anderssprachigen Ländern gefunden zu haben.

Ein Werk, das man gerne zur Hand nimmt, wegen der Präzision der Darstellung (keines der zahlreichen Details bleibt unbelegt), wegen der umfassenden Kenntnis der sachlichen und schriftlichen Quellen und wegen der einladenden Klarheit des Aufbaus. Früh-, Hoch- und Spätmittelalter sind in drei Hauptabschnitten behandelt, wobei jeweils dieselben Fragen an das Material herangetragen werden (Burgentypen, Verteidigungsorganisation, politische und soziale Funktionen), so daß sich ein gut überschaubares Bild der Entwicklung bietet. Hier seine wichtigsten Linien:

Mit dem Ende des Imperium Romanum hat die Grenzbefestigung des Limes ihre Bedeutung verloren; es beginnt die Epoche der großräumigen, meist höher gelegenen Fliehburgen, errichtet teils noch unter Verwendung antiker Mauertechnik, teils als von den vorgeschichtlichen Anlagen nur durch Funde unterscheidbare Erdwallbefestigungen, oft über einer dörflichen Siedlung gelegen und nur in Krisenzeiten bewohnt. Manche dagegen sind als Adelsresidenzen, Münzorte, Pfarreimittelpunkte belegt. In der kurzen Ara relativer Ruhe unter den frühen Karolingern spielen Burgen gegenüber den Pfalzen und Höfen keine Rolle; erst die großen Invasionen des 9. Jahrhunderts (Normannen, Sarazenen, später Ungarn) lassen neue, nicht sehr hilfreiche Befestigungen entstehen, wenigstens de lege als königliches Regal, in der Praxis oft genug usurpiert und Machtzentrum der nach Unabhängigkeit strebenden Grundherren. Vorgeschichtliche Anlagen werden wiederbenutzt, Klöster, Villen, Höfe befestigt oder durch neue „castra“ in der Nähe geschützt, die vielfach wieder nur Fluchtburgen, manchmal aber auch Mittelpunkte der Gaue sind. Ein unregelmäßiger Wall mit Graben und Palisaden, der von einer nicht spezialisierten bäuerlichen Bevölkerung errichtet werden kann, bildet meist das einzige Verteidigungswerk, für das es freilich oft weder genug, noch genügend willige und ausgebildete Besatzung gibt. Die anhaltende Unsicherheit und das schwache Königtum führen zu einer Machtverschiebung zugunsten der lokalen Gewalten, die einen effizienteren, aber immer noch relativ einfach zu konstruierenden Burgentypus entwickeln: die Turmhügelburg (Motte) und den Wohnturm (Donjon). Vom späten 10. bis ins 12. Jahrhundert verbreitet sich diese regelmäßig von einer Vorburg begleitete Anlage über ganz Frankreich, wobei der ursprünglich hölzerne Donjon mehr und mehr durch den gemauerten ersetzt wird. Für diesen sind freilich ausgebildete Kräfte vonnöten, die zunächst wohl nur aus dem kirchlichen Bereich kommen können. Diese Burg ist nun stets permanenter Wohnsitz des Feudalherrn, der damit auf die Wohnqualität der Villa zugunsten gesteigerter militärischer Sicherheit verzichtet (und sich buchstäblich über seine bäuerlichen Abhängigen erhebt). Der wehrtechnische Vorteil besteht in der Konzentration der ganzen Anlage durch geringeren Umfang und in der Vergrößerung der Distanz zum Angreifer, der ja von oben, von der Turmplattform herab bekämpft wird; die hauptsächlichliche Wirksamkeit dieser neuen Bauform erklärt Fournier aus den noch unzulänglichen Belagerungsmaschinen. Weitere Wohn- und Wirtschaftsgebäude, Kapellen etc. finden sich ohne Wehrfunktion in der Vorburg.